

Galizisches Fieber

Für Ivan Bazak

Galizien, Halytschyna, Galicja. Eine ferne, fremde Welt, von der eine starke Faszination ausgeht. Der Name weckt Erinnerungen an eine versunkene, nein zerstörte Landschaft an der Peripherie Europas, die weiterlebt als Mythos, vor allem in der Literatur, in den Texten ukrainischer, polnischer, jüdischer und deutscher Autoren. Galizien als literarische Landschaft. Und Galizien als Metapher für das Zusammenleben und Aufeinandereinfließen verschiedener Völker, Sprachen und Religionen, aber auch als Metapher für die Konflikte zwischen den Völkern und Volksgruppen, die nicht selten blutig endeten. Schließlich steht Galizien auch synonym für das Grauen und Elend des Krieges, für Schlachten und Fluchten, Vertreibung und Völkermord. Alle Straßen münden in schwarze Verwesung, schrieb ein österreichischer Dichter im ersten großen Krieg in einem Gedicht über Galizien. Georg Trakl ist in Galizien, an Galizien zugrunde gegangen

In dieser Weltengegend hat die Geschichte so unbarmherzig gewütet und um sich geschlagen wie kaum anderswo. Das verdrängen wir gern, wenn wir heute unseren Blick auf diese Gegend richten.

Wenn ich an Galizien denke, erinnere ich mich an meine erste Reise dorthin, vor siebzehn Jahren, damals war die Region noch ferner als heute. Es war im Winter. Lemberg lag still und starr wie unter einem Panzer aus Eis. Die Passanten hasteten tief verhüllt durch die Straßen. Die Straßen und Schaufenster waren nur schwach beleuchtet. Die ganze Stadt wirkte abweisend und düster. Aus den tiefen Schlaglöchern in den Straßen ragten ausrangierte Christbäume, hineingestellt von freundlichen Menschen, um die Autofahrer vor den tückischen Fallen zu warnen. Das Frühstück im Hotel „Dnister“, einem sowjetischen Wohnkasten, bestand aus ein paar dünnen Scheiben bleicher Wurst und Brot von derselben Farbe und Konsistenz. Später fuhren wir übers Land, über kleine Städte und Dörfer, sie lagen im tiefen Schnee. Kurowytschi, Bruchowytschi, Pidkamin, Halytsch, der Ort, nach dem das einstige habsburgische Kronland benannt wurde, Otinja, Kolomyja, Zabolotiw, Snjatyn, vielleicht kamen wir auch durch das Dorf Tuhluikiw, in dem Ivan Bazak, der aus Kolomyja, Kolomea, stammt, viele Jahre später Bilder von einer Hochzeit aufnahm, ich weiß es nicht, ich habe in meinen damaligen Aufzeichnungen den Namen des Dorfes gesucht, vergeblich.

Ich weiß noch, dass wir in Zabolotiw zu Mittag aßen, in einer Bar, in der es nichts gab außer Mineralwasser, Bier und Wodka. Doch am Platz davor war ein Markt, auf dem Bäuerinnen Lebensmittel anboten, die Auswahl war nicht groß, es gab Butter, Milch und Rahm, in mit Tüchern umhüllten Kannen, damit sie nicht gefroren, Brot und Eier. Und ein paar magere gerupfte Hühner, deren Fleisch bläulich schimmerte, es sah fast so aus, als zitterten die toten Vögel vor Kälte. Vasyl, unser Chauffeur, würdigte die frierenden Hühner keines Blickes und kaufte Butter, Brot und Eier, dann ersuchte er den Schankwirt, uns die Eier zu braten, was der gern machte. Ein winterliches Festmahl in Zabolotiw.

Bei der nächsten Reise, Jahre später, lernte ich Galizien, eigentlich spreche ich stets von Ostgalizien, von der Halytschyna, von einer ganz anderen Seite kennen. Da war nichts mehr zu spüren von der Düsternis und Tristesse des ersten Besuches, die doch einen gewissen Reiz verströmt hatten. Wie weggewischt. Lemberg, Lwiw, wirkte nun heiter, bunt, freundlich, südlich beinahe. Das lag nicht nur daran, dass ich die Reise nicht mehr im Winter unternahm, weil ich meine Lektion gelernt hatte. Nein: die Stadt und ihre Menschen hatten eine Verwandlung erfahren, sie waren, so hatte es den Anschein, nicht mehr so fern und so fremd wie früher, sie waren näher gerückt, obwohl sie sich natürlich nicht von der Stelle bewegt hatten. Denselben Eindruck hatte ich auf der Fahrt durch das Land, durch die Karpaten, durch Podolien, am Sereth entlang. Das Land, die Menschen hatten sich geöffnet, sie hatten die Bedrücktheit, die Freudlosigkeit der vorigen Zeit abgestreift.

Das Galizienfieber, das mich schon bei der ersten Reise gepackt hatte, brach voll aus. Oft habe ich versucht, dieses Fieber zu bekämpfen, mich von der Landschaft zu lösen, ihre Bilder aus meinem Gedächtnis zu bannen, das Thema beiseite zu schieben, um mich anderen Dingen zu widmen. Ohne Erfolg. Galizien kehrt immer wieder, stärker, drängender als zuvor. Die Region lässt mich nicht los.

Damit habe ich mich abgefunden. Ich habe gelernt, mit dem galizischen Fieber zu leben.

Martin Pollack